

anderen Tonart erneuern. Da aber in diesem Augenblick zwei Wagen der Feuerwehr mit wütendem Sirenengeheul vorüberfuhren und der kleine Mann von seinem Platz auf den Arm des Herrn und Helfers die rotblitzenden Gesäurte besser als je zuvor sehen möchte, blieb er haunten still, und es wäre wohl bald mit ihm eine Verhängnis möglich gewesen, wenn nicht das Auftreten der Mutter alles verhindert und freilich auch das gute Einvernehmen zwischen Polizei und Kindling überflüssig gemacht hätte.

"Sie haben mein Kind geschlagen." Damit stand eine große Person plötzlich da. "Geben Sie den Jungen her!" Sie riss ihn vom Arm des Herrn. "Fecht!... So ein Schinder! Mein Süher", sie führte den Jungen um und um.

Aber der "Schinder" machte diesem kleinen Namen wenig Ehre. Ob er trotz der Zärtlichkeit Angst vor der Mutter hatte, ob es ihm erst jetzt wieder zum Bewusstsein kam, wie verlassen und elend er da auf dem Platz gefunden hatte, gleichwohl; er schrie aus neuer, schrie noch einmal mit unverminderter Kraft:

Wie kommen Sie dazu, sich an fremden Kindern zu versetzen? Nun, wenn die Stimme der Mutter gehörte, so war das schreiende Volk freilich ein echter Sohn dieser Frau.

Der Herr blieb ganz ruhig. Er schien gute Lust zu haben, dem leidenden Weibsbild den Rücken zu lehnen und fortzugehen. Aber da war nur doch der Schuhmann, dem die Frau mit wütendem Eifer zu Hilfe ging.

"Das dürfen Sie gar nicht zulassen!... Fremde Kinder schlagen!... Wohl weil er's Vetz anhat, denkt er, er darf sich an so'nem armen Kind vergreifen!"

Noch versuchte der Schuhmann, mit Freundlichkeiten einzulenden: das Mittel sei doch gar nicht schlecht gewesen, der Junge habe sich beruhigt...

"Den Tod konnte das Kind davontragen!"

"Reden Sie kein Unsinn!" Es wurde dem Beamten nun doch zu dummen. "Wo waren Sie überhaupt? Warum haben Sie auf Ihr Kind nicht aufgepasst?" Er zog sein Buch.

"Bitte" — jetzt endlich sprach der Beschuldigte und Beschimpfte, der doch als ein wahrer Christophorus mit dem Knaben durch die schreckliche Peine des Platzes geschritten war — "bitte, Herr Wachtmeister, schreiben Sie meinen Namen auf. Dem Kind ist nichts geschehen. Wenn sich aber die Frau beständig glaubt, oder vielleicht wegen Körperverletzung klagen will..."

"Werden Sie nicht unverschämmt", überschrie die Mutter dennoch immer laut brüllenden Jungen.

Der Herr gab seinen Namen. Dann biegte er sich noch einmal zu dem Kleinen...

"Hassen Sie ihn nicht an!" Das Weib riss den Jungen weg. Der aber verzerrte plötzlich wieder, sah dem Herrn ins Gesicht und lachte. Ja, wahnsinnig, er lachte.

Der Herr ging davon, an mir vorbei, lachend auch er. Ich hätte ihm gern die Hand gedrückt. Aber vielleicht hätte ich ihn damit nur aufgeführt, aus guten, freundlichen Gedanken.

Soost ich seitdem über den Wilhelmplatz gehe, sehe ich den kleinen Schreitensel vor mir, der nach dem raschen Brüdergewitter so läuft auf dem Arm seines menschenfreudlichen Helfers los, und der in heimlichem Einverständnis mit ihm lächelt neben der töricht leidenden Mutter stand.

Männer verstehen sich, auch wenn es Prügel gibt.

Brautwerbungen

Ein Schirm sagt ja — Durch die Blume — Darf ich um Neuer bitten?

Manchen Männern fällt es so schwer, an ein Mädchen die entscheidende Frage zu stellen, daß sie ihr Leben lang hagelstolze bleiben. In etlichen Gegenden hat man es dem schworfülligen Manne daher leicht gemacht, seine Werbung anzubringen, und der Korb, den er vielleicht bekommt, ist anmutig verschwipft. Freilich, ein Korb bleibt ein Korb.

Wenn ein junger Mann in der Bretagne das Mädchen seiner Wahl fragt, ob er ihren Schirm tragen darf, so braucht sie dieses Anhänger nur anzunehmen und sie ist seine Braut. So einfach kann es zugehen.

Im Berner Oberland sagt man es noch heute vielfach „durch die Blume“, getreu dem schönen Liede

Schenkt man sich Rosen in Trost,
Weiß man, was das bedeuten soll?

Im Berner Oberland bringt der Liebende heimlich einen Blumentopf mit einer einzigen sehr schönen Rose und ein paar Zellen auf das Fensterbrett des Zimmers, in dem die Ehefrau wohnt. Sieht nach mehreren Tagen die Rose noch immer vor dem Fenster, so weiß er, daß das Mädchen nichts von ihm wissen will und seinen Antrag verschlägt. Ist der Blumentopf

hier von der Vogelweide sich des Seufzers nicht geschnitten: „Owe, war sitt verschwunden alliu minnu jar!“ Und Horaz hat wie aus einem tiefen Ersticken gesungen: „Ach, sie gleiten dahin, die flüchtigen Jahre...“

Aber das kann doch nur eine Stimmung für einen Augenblick sein. Dann aber werden wir uns zusammenrufen und den Weg suchen, der aus der Melancholie der Vergänglichkeit zur Erkenntnis des ewigen Lebens führt. Weist uns nicht der Frühling, der uns mit seinen Wellen immer wieder erblühender Blütenpracht an die Flüchtigkeit der Zeit mahnt, selbst den Weg dazu? Wer klug ist und die rechten Wege weiß, kann mehrmals in einem Jahre den Frühling erleben. Der Lenz steigt ja langsam empor aus den Tälern auf die Höhen, etwa in unserer sächsischen Bergland aus der Ebene hin auf ins mittelsächsische Bergland und endlich ins Erzgebirge. Man muß nur mit Geduld die Pfade wandeln, die uns der Frühling vorschreibt.

Und so kann man auch mehrmals in einem Leben die Jugend und ihr Glück genießen. Nicht jene „zweite Jugend“ meine ich, die mit falschen Haaren und Zähnen, mit Lippenstift und Nuderquaste der wirklichen Jugend Konkurrenz zu machen versucht. Sondern die Jugend des Herzens, die noch unter weissem Haar aus lachenden Augen strahlen kann. Wer das Glück hat, Kinder zu haben, wird mit ihnen wieder jung werden und das Leben noch einmal von vorn anfangen. Einen Abglanz solchen Glückes aber kann jeder erfahren, der

mit der Rose aber vom Fenster verschwunden, so kann er freudiger Hoffnungen voll zu ihr gehen und alles für die Hochzeit verabreden.

In manchen Teilen der Ostmark schreibt der heimlich Liebende seinem Mädchen beim Tanz eine silberne Münze, in weiches Papier gewickelt und mit bunten Bändern umschlungen, in die Hand, und sie weiß, was sie davon zu halten hat. Hat sie innerhalb drei Tagen die Münze nicht zurückgegeben, so ist seine Werbung angenommen. Sonst wird die Münze durch einen männlichen Anverwandten des Mädchens dem Freier sofort und unaufdringlich wieder zugesetzt.

In Ungarn geht die Brautwerbung oft auf die Weise vor sich, daß der Freier im Hause der Erwählten an die Fensterscheibe klopft und, nachdem er die Mutter begrüßt hat, die Witte anspricht, daß die Tochter ihm ein Streichholz bringen möge. Wenn das Mädchen dann zu ihm hinauskommt und ein Streichholz anzündet, um seine Peife oder Pfeife in Brand zu setzen, so bringt sie damit zum Ausdruck, daß sie noch frei ist. Ist jedoch das Mädchen schon eines andern Braut, so erwidert die Mutter an die Witte des Freiers: „Das Streichholz ist schon angezündet.“ Dann muß der Freier um eine Hoffnung öfter wieder nach Hause gehen.

In Dalmatien schickt der junge Heiratslustige zwei Freunde zu dem Mädchen, um seine Werbung anzubringen. Sagt das Mädchen ja, so werden Geschenke ausgetauscht und Engelhelten wegen der Hochzeit verlobt. Sollten die Eltern gegen die Heirat sein, so versuchen die beiden Brautwerber, das Mädchen zu überreden, sich entführen zu lassen.

In Samoa überreicht der Bewerber seiner Erwählten einen Korb mit Brotschnitten und sagt ihr damit, daß er sein Brot mit ihr teilen möchte. In Borneo und Palauhara besteht das Geschenk des Freiers an die Erwählte in Beteiligung. Die Annahme dergabe ist gleichbedeutend mit einer Verlobung.

Auf manchen der Südsee-Inseln übernimmt das Mädchen die Werbung, indem sie irgendwie Lied singt, in dem sie eine Tat des jungen Mannes, den sie gern hat, erzählt. Alle jungen Männer hören das Lied, aber nur der eine, der die Tat verübt hat, weiß, daß er gemeint ist, und pflegt sich dem Flehsamerwerben des Mädchens nicht zu verschließen.

In Burma stellt das heiratslustige Mädchen in der Dämmerung eine brennende Kompe an ihr Fenster und kündigt damit an, daß ihr der Beluch von Bewerbern erwünscht ist. Dann wählt sie unter den Besuchern ihren künftigen Ehemann.

Zigeuneramusik /

In Budapest brach vor einigen Tagen in einem Café der Zigeunerprimas Janos Horvath zusammen. Der Arzt konnte nur noch den Tod durch Herzschlag feststellen. Immerhin hatte Horvath das städtische Alter von 88 Jahren erreicht und war bis zum letzten Schuh seines Lebens aktiv gewesen. Wenn er in den Paaren Geschichten aus seinem ereignisreichen Leben erzählte, dann bildete sich immer schnell ein großer Kreis von Zuschauern und Zuhörern um ihn, die ihm aufmerksam lauschten. Denn dieser Primas, der schon in allen Hauptstädten der Welt gespielt hatte, hatte viel gesehen und viel erlebt. Er hatte unter anderem auch den Niedergang der Zigeuneramusik erlebt, der ihm die letzten Jahrzehnte seines Lebens besonders verbitterte.

Wie kam er zu diesem Niedergang? Wobei wie gleich betonen wollen, daß es sich nicht um einen Niedergang der eigentlich Zigeuneramusik handelt, sondern um einen unbewußten Niedergang ihrer beliebtheit. In den Jahren vor dem Kriege traf man überall in der Welt Zigeunerkapellen an. Und die ungarischen Zigeuner wußten am besten, daß es längst nicht so viele ungarische Zigeunerkapellen gibt, als damals in der Welt vorhanden waren. Ganz abgesehen davon, daß es natürlich erst- und zweitklassige Kapellen solcher Art gab, verlangte man und verlangt man vom Primas einer erstklassigen Kapelle außerordentliche Leistungen. Er muß nicht nur gut spielen können, er muß auch gut aussehen und sich tapfer benehmen können. Denn es kam vor dem Kriege nicht selten vor, daß sich gekrönte Häupter einen bekannten und populären Zigeunerprimas vorstellen ließen und ihn zum Vorpreisen einluden. Dementsprechend groß waren auch die Einnahmen. So gab es in der Familie Horvath, die so manchen bekannten Primas stellte, Männer, die in ihren guten Jahren Hunderttausende verdienten, und das waren gute, vollwertige österreichische Friedenskronen.

Jazz contra Fiedel — Was ein Primas sagt Wiederaufstieg echter Zigeunerkunst?

Es ist auch eine Legende, daß ein Primas das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinausswarf, weil sein Lebensverlauf unsummen verschlang. Die meisten sparten und zogen sich im Alter auf ein kleines Landgut im ungarischen Süden zurück. Sie wurden also sehr klein. Die Söhne freilich zogen wieder in die weite Welt. Sie konnten genau so wenig Noten lesen wie ihr Vater, aber sie hatten ein Temperament und sehr untrügliches Gehör geerbt. Und wenn es schon nicht zum Primas reichte, dann wurde man Zimbalist.

Der eben verstorbene Horvath hat oft gesagt, was die Zigeunerkapellen so sehr in den Hintergrund gedrangt hat. Es war der Jazz. Kein Zigeuner kann Jazzmusik machen, und selbst wenn er es könnte, möchte er es nicht, denn er verabscheut sie. Es sind also unverschämte Gegenseite. In den teuren und vornehmen Gaststätten, wo früher der rothaarige Primas seine Fiedel schwang, regiert heute das Saxophon und das Schlagzeug. Ob sich das wieder einmal ändert, kann niemand sagen, wenn gleich Horvath lediglich darüber überzeugt war.

Man weiß heute, daß die Zigeuneramusik keineswegs mit der ungarischen Volksmusik gleichgesessen ist. Alle diesen Standpunkt hat sich der berühmte ungarische Musiker Béla Bartók leidenschaftlich eingesetzt. Aber das gehört eigentlich nicht hierher. Als Unterhaltungsmusik darf man Zigeuneramusik immerhin über Jazzmusik stellen, und im europäischen Süden hat auch der Jazz nicht entfernt so Aufschwung, wie im übrigen Europa. Das ist vielleicht ein Verdienst der Zigeuneramusik. Wenn man Deutschland ausnimmt, so hat sich der so oft fotografierte Joas in der übrigen Welt leider so hente am Leben erhalten. Und dementsprechend wird auch die Zeitschrift der Zigeunerkapellen wohl fürs erste noch anhalten. B. S.

Werkarbeit in deutscher Dichtung

Von S. Droste-Hülshoff

Die frühmittelalterliche Dichtung umfaßte zunächst das Heldendicht, den höfischen und den Minnesang. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts entdeckte Reinhard von Steinenbach, einer der bedeutendsten Lyriker jener Tage, als erster den Reiz des bäuerlichen Lebens. Er schilderte es in launigen, oft derben, freilich stets vom Standpunkt des Arbeiters gesehnen Dichtungen, die man später als „höfische Dorfpoesie“ bezeichnete. Sein großer Zeitgenosse Walther von der Vogelweide behauptete zwar die Art des Reuentalers, die ihm nicht zuließ: „Die so schaud und vorlaut schallen, / Zürnend muß ich ihrer laufen, / Doch sie selbst sich wohl gesaffen / Mit so ungelenken Sachen.“ Um 1250 aber entstand schon die poetische Erzählung vom „Meier Helmreich“, Werkzeug des Gärtners, die älteste deutsche Dorfgeschichte. Sie wurde auf süddeutschem Boden, in Ranshofen in Niederbayern verfaßt und berichtete in unmittelbar nach der Wirklichkeit gezeichnete Lebendigkeit von der Arbeit des Bauern und seinen Sorgen und Freuden mit Feld und Vieh, Saat und Ernte.

Jahrhunderte hindurch blieb es dabei. Wenn in den deutschen Dichtungen von Arbeit die Rede war, handelte es sich um die des Bauern. Die Lieder der Meistersinger erzählten gelegentlich von Handwerkertreib und der Tüchtigkeit ehrsame Stadtbürger. Doch als im Hochmittelalter eine neue Begeisterung für die unverhüllte Natur entstand, übertrug man das Interesse an allem Ursprünglichen gleich wieder auf die Menschen, die Dorf und Feld, Wald und Almen bewohnten. Schäferspiele, Schäferspiele, Romanzen wurden nicht nur in Frankenland, sondern auch in Deutschland große Mode. Man verachtete das ländliche Leben und umgab es mit einem romantisch verfürbten Ambiente, der oft der näheren Wirklichkeit wenig entsprach. Johann Heinrich Voß überlegte um 1790 nicht nur Vergil und Ovid, sondern brachte auch in seinem „Vogelweide“ die idyllische Berghütte des 19. Jahrhunderts verdrängt die Maschine immer mehr die Handarbeit, die Industrie das bäuerliche Schaffen. Gegenend, in denen Jahrhunderte hindurch nur der Pfug den Boden durchschliffen, werden Industriegüter. In Schlesien, im Rheinland und anderswo wandern die Landarbeiter als Arbeiter in die neu entstehenden Fabriken und als Knappen in die Bergwerke. Der genialen Umbrüche des Lebens spiegelte sich auch in der deutschen Dichtung. Zunächst konnten sich die Dichter mit der neuen Wendung der Dinge noch nicht recht abfinden. Man suchte auch das Neue mit dem Schimmer der Romantik zu umgeben. Geist gegen Materialismus einzufangen. In Frieds Werken, in Immernons „Epigonien“, in Gustav Freys „Soll und Haben“ wird überall deutsches Volk bei der Arbeit gefeiert. Aber es ist noch geruhig Arbeit ohne Hass und Kampf. Gottfried Kellers „Kammacher, Raubes Schuster und Wäscherin im Hungerpastor“ umgibt trotz aller lebensnahen Beschreibung der Verhältnisse noch eine gewisse nematische Weitläufigkeit, während etwa die Werke Peter Heiders, des Bauernjohnes aus dem steirischen Bergland, bereits von der Tragik jener Bauern erzählen, die sich der neuen Hoff des Tages nicht anpassen können und ihren Helmboden mehr und mehr Fabriken und Bergwerken, Moschinen und eingewanderten fremden Arbeitern überlassen müssen.

In den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege spielte die soziale Dichtung in der deutschen Literatur eine bedeutende Rolle. Von Schrey und Los mit Vorliebe gräßt-realistische „soziale Romane“, in denen die Schilderung von Handwerkern und Fabrikarbeit einen breiten Raum einnahm. Theaterstücke, die nur von der Arbeit und ihren Menschen handelten, eroberten die deutschen Bühnen. Ernst von Wildenbruchs „Fabrikdrama“ „Die Haubenherrsche“ ist noch von Idealismus erfüllt. Aber Goethes „Werner“ und „Immermanns“ „Epigonien“ in Gustav Freys „Soll und Haben“ wird überall deutsches Volk bei der Arbeit gefeiert. Aber es ist noch geruhig Arbeit ohne Hass und Kampf. Gottfried Kellers „Kammacher, Raubes Schuster und Wäscherin im Hungerpastor“ umgibt trotz aller lebensnahen Beschreibung der Verhältnisse noch eine gewisse nematische Weitläufigkeit, während etwa die Werke Peter Heiders, des Bauernjohnes aus dem steirischen Bergland, bereits von der Tragik jener Bauern erzählen, die sich der neuen Hoff des Tages nicht anpassen können und ihren Helmboden mehr und mehr Fabriken und Bergwerken, Moschinen und eingewanderten fremden Arbeitern überlassen müssen.

In den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege spielte die soziale Dichtung in der deutschen Literatur eine bedeutende Rolle. Von Schrey und Los mit Vorliebe gräßt-realistische „soziale Romane“, in denen die Schilderung von Handwerkern und Fabrikarbeit einen breiten Raum einnahm. Theaterstücke, die nur von der Arbeit und ihren Menschen handelten, eroberten die deutschen Bühnen. Ernst von Wildenbruchs „Fabrikdrama“ „Die Haubenherrsche“ ist noch von Idealismus erfüllt. Aber Goethes „Werner“ und „Immermanns“ „Dramen“ „Der Sonnenuntergang“ und die „Weder“ erheben bereits erschütternde Anklage gegen die sozialen Missstände der Zeit.

Noch wird die Arbeit nur als Zwang, Last und Plage betrachtet und dementsprechend literarisch verwertet. Höchlich sind die grauen Fabrikmauern, ein Gefängnis der Arbeitskräfte. Nur wenige Dichter haben bereits einen Blick für den neuen Reiz der blühenden, sausenden Moschinen und deren Großartigkeit, nur wenige sehen die Schönheit des Schaffens. Die Heimat- und Bauerndichter entdecken diese Schönheit zuerst. Wieder ist es die Erde, die den Menschen die Augen öffnet: Ludwig Thoma, Grenzen, Hermann Löns und andere Schäfer nun bauerliche Arbeit, aber nie ganz anders als die „Schäferpoeten“ der Rothenhofer und Werberzel!

Heute treten Dichter auf, die von der Arbeit an Umbau und Schraubstock, in Hochöfen und Walzwerken erzählen. Richard Dehmel lauscht dem Lied der Moschinen, „Arbeiterdichter“, Männer, die selbst aus dem Stand der Handarbeiter hervorgegangen, wie Bröger, Hartel, Engels, Heinrich Lersch, schreiben ihre Werke. Heute erscheinen in der deutschen Literatur immer weniger Romane, Dichtungen und Schauspiele, die nicht von Menschenschicksal in Verbindung mit irgendwelcher Arbeit handeln oder in denen nicht irgendwelche Arbeitssorgfältig beschrieben sind.

Die Hämmer schwingen! Schlägt auf Schlägt auf! Wie schaffen, vollbringen, Auch du! Auch du! (Oppenberg, „Der Werksoldat“.)